

Wenn der Krieg die Bilder tötet

Fast zwei Millionen Menschen sind vor dem Krieg in der Ostukraine geflohen. Viele von ihnen sind schwer traumatisiert. Doch weil Psychologen fehlen, werden nur die Wenigsten behandelt. Nun kümmert sich vor allem die Kirche

Von Philipp Hedemann

Endlich malen Viktoria und Veronika wieder bunte Blumen. Monatelang waren die Bilder der achtjährigen Zwillinge nur schwarz. Niemand weiß genau, was die Schwestern mit den dunklen Malereien sagen wollten. Die autistischen Mädchen haben nie gelernt sich mit Worten auszudrücken. Doch ihre Eltern sind überzeugt, dass dieses Schwarz der Schatten ist, den der Krieg in der Ostukraine auf die Seelen ihrer sensiblen Kinder gelegt hat. Wie viele der knapp zwei Millionen Menschen, die seit dem Ausbruch der Kämpfe zwischen der ukrainischen Regierung und den prorussischen Separatisten geflohen sind, sind die Zwillinge schwer traumatisiert.

„Viktoria und Veronika hatten begonnen, sich uns über ihre Bilder mitzuteilen – doch dann kam der Krieg und alles wurde schwarz“, berichtet Oleg Trachuk. Mit seiner Frau, seinem Sohn und seinen Töchtern lebte der Journalist vor dem Ausbruch des Krieges in Luhansk. Als vor knapp einem Jahr die ersten Granaten und Raketen in der mittlerweile von den Separatisten kontrollierten Stadt einschlugen, erzählte Trachuk seinen Töchtern, dass das Licht und der Lärm am Himmel große Feuerwerksraketen seien. Dass das Feuerwerk bereits mehrere Nachbarn getötet hatte, erzählte er nicht. Vor neun Monaten entschloss die Familie sich schließlich zur Flucht ins mehr als 800 Kilometer entfernte Kiew. Der Zug mit den Flüchtlingen hatte sich gerade in Bewegung gesetzt, als Granaten unmittelbar neben den Waggons einschlugen. Viktoria und Veronika blieben unverletzt, doch mit dem Angriff verschwanden die Farben aus ihren Bildern.

In einem von Caritas International unterstützten Zentrum in Kiew versucht Psychologin Olga Lashenko jetzt mit einer Mal-Therapie aufzuarbeiten, was die verstörten Schwestern erlebt haben. „95 Prozent der Menschen, die aus den umkämpften Gebieten fliehen mussten, sind traumatisiert. Aber weil Psychologen fehlen, werden nur fünf Prozent behandelt“, sagt die 59-Jährige.

Nach offiziellen Angaben wurden seit April 2014 mehr als 6000 Menschen im Konflikt um die Ostukraine getötet und fast 16 000 verletzt. Die UN-Menschenrechtskommission in der Ukraine und die Weltgesundheitsorganisation gehen jedoch davon aus, dass die tatsächlichen Zahlen viel höher sind. Zudem haben sich 1,2 Millionen Menschen als Flüchtlinge im eigenen Land registrieren lassen, knapp 800 000 Menschen sind vor den Kämpfen ins Ausland geflohen.

„Niemand war auf eine humanitäre Katastrophe diesen Ausmaßes vorbereitet. Auch nicht die Caritas“, gibt Andrij Waskowycz, Präsident der Caritas in der Ukraine zu. Mit einem Budget von rund zwei Millionen Euro unterstützt die katholische Organisation rund 50 000 besonders bedürftige Binnenflüchtlinge mit Geld, Lebensmitteln, Kleidung, Hygieneartikeln und psychosozialer Hilfe. „Die Regierung konzentriert sich auf die teure Verteidigung ihres Landes. Außerdem sind die Kassen leer, weil die Ukraine vor der Maidan-



Ein ukrainischer Soldat sucht vor der Ruine eines Krankenhauses in Slowjansk nach nicht detonierter Munition. Ein Sinnbild für die Situation in der Ostukraine

FOTOS: PHILIPP HEDEMAN

Bewegung von der eigenen Regierung ausgetrieben wurde und es immer noch viel zu viel Korruption gibt“, sagt der Caritas-Mann.

Weil der Staat versagt, müssen immer häufiger Organisationen wie die Caritas einspringen. Doch auch die internationalen Helfer wissen nicht, woher sie das Geld für die Versorgung der Kriegsflüchtlinge nehmen sollen. „Von den 316 Millionen Dollar, die wir in diesem Jahr für lebensrettende Maßnahmen in der Ukraine von der internationalen Gemeinschaft erbeten haben, haben wir gerade mal 18 Prozent erhalten“, berichtet Barbara Manzi, Leiterin des Büros der Vereinten Nationen für die Koordinierung der Humanitären Hilfe in der Ukraine.

Je länger der Krieg währt, desto schlimmer wird die Not. Gleichzeitig nimmt die Solidarität ab. Während die

ersten Flüchtlinge aus dem Osten vor fast einem Jahr noch mit großer Hilfsbereitschaft aufgenommen wurden, werden die Neuankömmlinge mittlerweile immer häufiger als Konkurrenten um Jobs und erschwungliche Wohnungen wahrgenommen. Doch für die ukrainischen Kirchen ist Barmherzigkeit keine Frage der Kriegsdauer. Im heiligen Himmelfahrts-Kloster von Swjatohirska haben Mönche mehrere Hundert Flüchtlinge aufgenommen. Und auch Pfarrer Vasyl Ivanjuk ist seit Kriegsbeginn eher Sozialarbeiter als Geistlicher.

„Entschuldige, dass ich so schnell fahre. Das habe ich mir im Krieg angewöhnt“, sagt der Kirchenmann, als er mit seinem Lada Niva durchs dunkle Kramatorsk fährt, um Flüchtlinge in einer Plattenbausiedlung zu besuchen. Im Februar schlugen in der Nähe mehrere Raketen ein, es gab Tote.

Kramatorsk liegt rund 50 Kilometer von der Front entfernt. 50 Kilometer, auf denen der Priester mit dem Geländewagen schon mehrfach von Separatisten beschossen wurde. Ivanjuk nimmt die gefährliche Fahrt trotzdem regelmäßig auf sich, um die kämpfenden ukrainischen Soldaten zu besuchen. „Ich möchte die Angst nicht ausnutzen, um für meine Religion zu werben, aber wenn die Soldaten mich darum bitten, dann segne ich sie vor dem Kampf und bete mit ihnen“, sagt der 48-Jährige, der früher selbst als Oberstleutnant in der Roten Armee diente. Er hält Beten für sinnvoll und Kämpfen für notwendig. Während sein jüngerer Sohn Michail das Priesterseminar besucht, kämpft sein älterer Sohn Alexj in der ukrainischen Armee gegen die Separatisten. „Der eine ist Soldat Gottes, der andere Soldat der Ukraine“, sagt der Geistliche. Stolz

ist er auf beide. Doch immer mehr Ukrainer sagen, dass sie nicht verstehen, um was im Osten des Landes eigentlich gekämpft wird. Nach einem Jahr Krieg wollen viele nur noch Frieden. Egal zu welchem Preis, egal unter welcher Flagge. Andere wollen weiterkämpfen. „Natürlich kann ein Konflikt mit einer Nuklearmacht nicht militärisch gelöst werden. Aber wenn wir die Russen nicht aufhalten, wird das unsere Verhandlungsposition später schwächen. Deshalb brauchen wir jetzt moderne Waffen“, sagt Sulga Ruslan in einem Flüchtlingslager in Kiew. Eigentlich wollte der 44-Jährige aus dem ostukrainischen Horliwka sich dem Kampf gegen die Separatisten anschließen, doch seine Frau Svetlana verbot es ihm. Schließlich ist Ruslan nicht nur ukrainischer Patriot, sondern auch Vater von drei Kindern.

Für junge Menschen ist es selbst dort gefährlich, wo die Waffen derzeit schweigen. Mindestens 42 Jungen und Mädchen wurden nach Angaben der ukrainischen Regierung seit März 2014 durch Landminen und Blindgänger in den Regionen Donezk und Luhansk getötet. Experten von Unicef schätzen, dass die tatsächlichen Zahlen viel höher liegen. Um weitere Opfer zu verhindern, sind dort, wo derzeit nicht gekämpft wird, Minensucher der ukrainischen Armee unterwegs. Auf dem Gelände eines völlig zerschossenen Krankenhauses in Slowjansk, in dem vor Ausbruch des Krieges unter anderem Tschernobyl-Opfer behandelt wurden, ist Hauptmann Anatoly Krasnoperov mit seinem Minensuchteam im Einsatz. Mit Metalldetektoren, Splitterschutzwesten und Helmen suchen sie das Grundstück Meter für Meter ab. „Am Anfang haben die Separatisten und wir die gleichen alten Waffen aus Sowjetzeiten genutzt. Aber mittlerweile nutzen sie moderne russische Waffen. Das macht die Entschärfung der Blindgänger für uns viel gefährlicher“, sagt der ukrainische Soldat. Sein Suchtrupp steht unter Zeitdruck. Viele ukrainische Militärs glauben, dass die Separatisten den brüchigen Waffenstillstand nutzen, um eine Offensive vorzubereiten.



Die Verzweiflung steht vielen in der Ukraine ins Gesicht geschrieben. Priester Vasyl Ivanjuk zu Besuch bei einer Flüchtlingsfamilie, eine Frau sucht nach Kleidung, Kinder in einer Massenunterkunft und die achtjährige Autistin Viktoria in einem Zentrum der Caritas in Kiew

